

Vereinzelt Gegenwehr

Es war das Jahr des Durchbruchs. 1933, im Januar, wurde Adolf Hitler Reichskanzler, Regierungschef des Deutschen Reiches. Und der Triumphzug ging weiter. Nicht allein durch Terror und Propaganda. Der Erfolg gründete sich auch auf die Unterstützung im Volk. Ein Volk, das zu über 90 Prozent aus Kirchenmitgliedern bestand. Sie haben den Aufstieg der Nationalsozialisten mitverantwortet, durch Schweigen, durch Resignation, aber auch durch aktive Unterstützung, wie der Historiker Manfred Gailus erklärt:

Manfred Gailus:

1930 im September bei den Reichstagswahlen kommt die NSDAP plötzlich, muss man wohl sagen, auf über 17 Prozent der Stimmen. Das war ein Durchbruch zur großen Partei, zur Massenpartei. Von diesem Zeitpunkt an gibt es lebhafte Diskussionen in der Kirche um die Frage Nationalsozialismus, wie stehen wir, evangelische Kirche, zu den Nationalsozialisten. Es gibt eine beträchtliche Sympathie seither für die Hitlerbewegung, so dass man sagen kann, in den Jahren 31, 32 beginnt schon eine Umorientierung in der evangelischen Kirche von der einst so geschätzten Deutschnationalen Volkspartei zur NSDAP. Die NSDAP wird praktisch die neue protestantische Massenpartei.

Die Protestanten hatten sich nie so recht an die Weimarer Republik gewöhnen können. Viele trauten der jungen Demokratie nicht zu, die Depression nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zu überwinden. Und sie wollten beim nationalen Aufbau nicht abseits stehen. So ließen sie sich von den Nationalsozialisten ködern, die das Christentum als sittliche Stütze des Volkes priesen und mit Genugtuung zur Kenntnis nahmen, wie anfällig ein Großteil der Protestanten für nationalsozialistische Gedanken war. Zunächst weitgehend blind für die Konsequenzen der Ereignisse von 1933, wurde die evangelische Kirche mitschuldig an den nationalsozialistischen Verbrechen. Unter anderem betrieb auch sie ein Zwangsarbeiterlager. Pfarrer Klaus Grammel beschreibt, wie er reagiert hat, als er im Jahr 2000 davon erfuhr.

Klaus Grammel:

Als ich hörte, dass die Kirche ein eigenes Zwangsarbeiterlager hatte, hab ich erstmal gedacht, Zwangsarbeiter gab es überall, die deutsche Wirtschaft wäre zusammengebrochen ohne diese Zwangsarbeiter. Und dann war ich erschrocken, aber dann hab ich ganz schnell gedacht, gut, wenn schon Lager, dann wenigstens bei der Kirche, die kann das ein Stück unterlaufen, die hat noch Spielräume, die kann noch ein Stückchen so ein schlimmes Lager vielleicht menschlicher machen.

Diese Hoffnung erwies sich als Illusion. Es gab weder Seelsorge im Lager noch wurden seine Insassen besonders mildtätig behandelt. Den 42 Berliner Kirchengemeinden, darunter drei katholischen, die den Bau des Lagers finanzierten, ging es um billige Arbeitskräfte für ihre Friedhöfe, denn die meisten

deutschen Totengräber waren im Krieg. An ihrer Stelle sollten sogenannte Ostarbeiter aus der besetzten Sowjetunion eingesetzt werden. Etwa 100 von ihnen wurden in dem Lager, das im Sommer 1942 auf dem Friedhof der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde in Berlin-Neukölln errichtet wurde, untergebracht. Das Friedhofslager bestand aus einer Wirtschaftsbaracke, einem Kohlenschuppen, einem Kartoffelkeller, einem offenen Schutzgraben, der bei Bombardements, die wegen der Nähe zum Flughafen Tempelhof hier besonders häufig waren, kaum Sicherheit bot und der Wohnbaracke für die Zwangsarbeiter. Wie sie hier lebten, beschreibt Gerlind Lachenicht von der Arbeitsstelle Erinnerungskultur im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv Berlin:

Gerlind Lachenicht:

Es gab eine Wohnbaracke, die unterteilt war, da waren wahrscheinlich so 16 bis 20 Menschen immer in einer Wohneinheit und sie hatten so zwei bis drei Quadratmeter zur Verfügung. Also es war eng, in Doppelpritschen, also übereinander. Es war so, dass sie sehr viel gefroren haben nach den Berichten. Es gab zwar einen Kohlekeller, aber andererseits gab es ja auch immer wieder Bombenangriffe und dann waren Teile der Wohnbaracke zerstört und dann konnte wieder nicht geheizt werden. Aber das größte Problem war, glaube ich schon, dass sie so gehungert haben in diesem Lager. Wir haben ja das Tagebuch von einem jugendlichen Zwangsarbeiter, der 1944 angefangen hat, da ein Tagebuch zu schreiben über seinen Alltag und dieses Tagebuch geht ganz viel darüber, gab es 250 Gramm hartes Brot oder gab es 350 Gramm, wie sah die Suppe aus

Morgens die karge Ration, abends eine wässrige Suppe. Dazwischen nichts. Oftmals hatten die Zwangsarbeiter kaum die Kraft für die schwere Arbeit als Totengräber und erhielten deshalb von manchen Friedhofsgemeinden mittags noch zwei Kartoffeln. Dann und wann erbarmten sich auch Friedhofsbesucher und gaben ihnen heimlich etwas zu essen. Denn der Kontakt war streng verboten. Mit dem Abzeichen OST auf ihrer Kleidung fuhren die Zwangsarbeiter in öffentlichen Verkehrsmitteln, in der Ecke stehend, sitzen durften sie nicht, zu ihren Einsatzorten in Berlin und zurück. Vom und zum Lager gingen sie nicht über den Friedhof, obwohl es am Ende desselben lag, sondern über einen Weg, der seitlich daran vorbei führte, damit sie der Bevölkerung nicht begegneten, deren Tote sie bestatteten. Dazu gehörte, ...

Dieter Wendland:

... dass sie eben nach Bombenangriffen diese besondere Aufgabe hatten, nun die Gräber, die getroffen waren, nun wieder zu schließen. Das heißt, Leichenteile, die von frisch beerdigten Leuten da durch Bombentreffer sozusagen explosionsartig über den ganzen Friedhof verteilt waren, das mussten diese armen Jungs dann einsammeln und wieder neu beerdigen. Also eine furchtbare Arbeit überhaupt, ja. Und das scheint wohl mehrfach vorgekommen zu sein. Die haben dort auf dem Friedhof wohl kaum Unterstände gehabt. Sie mussten halt selber sehen, wie sie diesem Bombenkrieg da entgehen. Er ist da über den Friedhof gegangen und hat uns dann so Stellen gezeigt, wo er sich versteckt hat.

Dieter Wendland spricht von Nikolai Galushkov, der auf dem Friedhof seiner Gemeinde eingesetzt war. 15 Jahre alt war er, als er aus seiner Heimat Weißrussland verschleppt wurde.

Die meisten Zwangsarbeiter des Friedhofslagers waren kaum älter, 16 oder 17. Der Großteil aus der Ukraine. Nach einer Fahrt im Güterwaggon kamen sie im fremden Land an, verängstigt, rechtlos und schutzlos. So durften sie bei Bombenangriffen keine Luftschutzkeller aufsuchen. Nikolai Galushkov versteckte sich oft in einem Gulli. Das zeigte er bei seinem Besuch in Berlin auf dem Friedhof der Gethsemanegemeinde.

Dieter Wendland:

Dann hat er mit einem Bild von dem Friedhofschef in der Hand uns erklärt, was das für einer war und das war eben einer in der schwarzen Uniform. Nun weiß ich heute nicht, ob der Mann wirklich bei der SS war oder ob er nur Friedhofsverwaltung war mit Parteiabzeichen, das kann man heute nicht mehr verifizieren. Und dieser Friedhofsverwalter hat auch ihn strammstehen lassen so nach dem Motto: Dawai, dawai, hier arbeiten, arbeiten.

Nikolai Galushkow war einer von zehn Zwangsarbeitern, die von den Kirchengemeinden, in denen sie eingesetzt waren, noch ausfindig gemacht werden konnten. Sie wollten sich von den Überlebenden erzählen lassen, wie sie die Zeit als Zwangsarbeiter erlebt haben, ihnen aus Spenden Hilfe in ihren oft kärglichen Lebensumständen zukommen lassen und sie im Namen ihrer Gemeinden um Vergebung bitten. Manches Mal wurden sie überwältigt von der Reaktion der einstigen Zwangsarbeiter, so auch von Nikolai Galushkov, der auf dem Friedhof, auf dem das Lager stand, einen Stein aus seiner Tasche zog ...

Dieter Wendland:

... Den hat er irgendwo in einem Urlaubsort, ich glaube sogar, am Schwarzen Meer gefunden und hat sich den in die Tasche gesteckt und hat gesagt, wenn ich irgendwann mal wieder dahin komme, wo man mich so drangsaliert hat, dann leg ich den dahin als Erinnerungszeichen. Aber heute habe ich ja Freunde gefunden und da gibt er diesen Stein dem Martin-Michael Passauer in die Hand. Also ich muss wirklich meine Tränen verbergen. Es war so rührend. So was hab ich noch nie in meinem Leben erlebt. Dass jemand so eine Wendung macht und sagt, eigentlich wollte ich ja sozusagen mich da erinnern, wenn ich mal wieder nach Berlin komme oder nach Deutschland komme, dass ich da diesen Stein hinlege, hier musste ich wie ein Stein sein und musste hier arbeiten und hab hier Leid erfahren. Und jetzt nimmt er den Stein und dreht das sozusagen um und sagt, hier den geb ich dir, also dem Martin-Michael Passauer.

Das geschah am Gedenkort für die Zwangsarbeiter auf dem Friedhof der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde in Berlin-Neukölln. Die Arbeitsgemeinschaft NS-Zwangsarbeit der am Friedhofslager beteiligten evangelischen Kirchengemeinden hatte ihn unter ihrem damaligen Vorsitzenden Generalsuperintendent Passauer einrichten lassen. Nikolai Galushkow gab ihm seinen Stein als Zeichen dafür, dass er verzeihen konnte. Der Historiker Wolfgang Krogel, der als Leiter des Evangelischen Landeskirchlichen Archivs in Berlin intensiv mit dem Zwangsarbeiterlager der Kirche befasst ist, merkt dazu an:

Wolfgang Krogel:

Herr Galushkov hat ja den großen Satz geäußert: „Nur in der Begegnung kann Wahrheit wachsen.“ Und

beschreibt damit etwas, was uns über die Jahre in der Erinnerungsarbeit sehr bewegt hat. Die Klarheit und die Offenheit in der Aufarbeitung der Vergangenheit, in der Freilegung der Verantwortung, in dem Angebot zur Begegnung – allein darin liegt die Chance, denke ich, dass wir mit offenem Blick den Menschen entgegentreten können, denen damals die Kirche als Institution Unrecht getan hat. Aber der Schritt zur Versöhnung, zur Vergebung, das ist etwas, was uns als Geschenk zuteil wird derjenigen, denen wir dann gegenüberstehen und die uns in ihre Wärme, die sie empfinden, einschließen. Dieses Erlebnis, das muss man deutlich sagen und muss ich deutlich auch persönlich sagen, ist kulminiert eigentlich immer in den Besuchen von Herrn Galushkov hier in Berlin.

Nikolai Galushkov ist im April gestorben. Heute am Volkstrauertag wird seiner auf dem Friedhof in Berlin-Neukölln gedacht. Seit 2002 versammeln sich hier an diesem Tag Vertreter der Kirchengemeinden, die das Lager betrieben haben, zu einer gottesdienstlichen Feier in Erinnerung an jene, die hier gelitten haben. Vom Gedenkstein ziehen sie in einer Prozession zum alten Lagerstandort am hinteren Ende des Friedhofs. Auf dem Weg dorthin wird Klaus Grammel an Nikolai Galushkov erinnern und an Reinhard Possek, der ihn bei seinem Besuch in Berlin getroffen hat. Reinhard Possek hat mit 18 Jahren als Soldat erlebt, wie ein Jugendlicher als Zwangsarbeiter abgeholt wurde. Das war in der Gegend, aus der Nikolai Galushkov stammt. Reinhard Possek war dort in Weißrussland in einem einfachen Haus einquartiert.

Wie ein Sohn wurde er behandelt von der russischen Frau, die dort lebte und ihn versorgen musste.

Klaus Grammel:

Und als er dann wieder weg musste an die Front, sagt er, sie hat mir einen Abschied gemacht wie meine Mutter ihn mir nie gemacht hat. Und sie weinte und war verzweifelt: Mein Reinhard muss jetzt an die Front. Und wie sie ihn nahm und drückte und Abschied nahm, guckte sie ihn ernst an und sagte: Sag mal Reinhard, warum bist du eigentlich hier? Und diese Frage hat ihn nie mehr losgelassen. Die hat er sich vorher überhaupt nicht gestellt, er war da Soldat, alles ganz natürlich, wie selbstverständlich und auf einmal war die Frage da und die hat ihn tief getroffen und die ist er nicht mehr losgeworden und im russischen Gefangenenlager hat diese Frage ihn weiter beschäftigt und da sind ihm dann einige Dinge klar geworden.

Im Begeisterungstaumel von 1933 sah das anders aus. Da war für Besinnung kaum Platz.

Noch ein Jahr zuvor hatte der versammelte Reichstag zum Volkstrauertag der Toten des Ersten Weltkriegs gedacht. Damit sollte nun Schluss sein. Die Gefallenen sollten nicht betrauert, sie sollten gerächt und als Helden verehrt werden. Im Rausch der nationalen Wiedergeburt war auch der Verstand vieler Christen getrübt. 1933, das Jahr, das den Anfang alles kommenden Unheils bildete. An seinem Ende konnte ein protestantischer Pfarrer

schreiben:

Manfred Gailus:

Ein großes Jahr geht zu Ende. (Es hat uns nach außen, also außenpolitisch wieder groß und stark gemacht, es hat im Inneren den endlosen Streit zwischen den Parteien beendet und, sagt er, was für mich als Pfarrer am Wichtigsten ist, es hat für uns Deutsche seelisch eine neue Hoffnung gebracht, dass ... im Innersten bei

uns wieder etwas passiert. Dieser Pfarrer nimmt 1933 zum Anlass, an einen neuen Glaubensumschwung, an einen Abbruch, an ein Ende der Säkularisierung der Weimarer Zeit zu glauben und zu sagen, von nun an wird es auch mit den Kirchen und mit dem christlichen Glauben wieder aufwärts gehen.

Musik dieser Sendung

- (1) Corcovado, Cannonball's Bossa Nova, Julian Cannonball Adderley
- (2) Amor Em Paz, Cannonball's Bossa Nova, Julian Cannonball Adderley